

agora⁴²

Das philosophische Wirtschaftsmagazin

AUSGABE 03/2016

LEITBILDER

SP. V. B. D. K.

Ausgabe 03/2016 | Bezugspreis 9,90 EUR
OxS/mw/vb/dk/wy | EURT/Schweiz 13,90 CHF

03



4 191717 309800



Europa erneuern

Interview mit Markus Kerber

Markus Kerber

1963 in Ulm geboren, studierte Dr. Markus Kerber zunächst Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Hohenheim und UCLA in Kalifornien und sammelte erste Berufserfahrung im Investmentbanking für S. G. Warburg und die Deutsche Bank in London.

Die aktive Mitgestaltung eines Unternehmens reizte ihn jedoch bald so sehr, dass er ab 1998 den Stuttgarter IT-Dienstleister GFT Technologies als Gesellschafter und Finanzvorstand begleitete. Im Jahr 2003 wechselte er aus der Welt der Wirtschaft in die Welt der Politik. Hier organisierte er zunächst im Innenministerium unter Dr. Wolfgang Schäuble die Islamkonferenz und leitete ab 2009 die Abteilung für finanzpolitische und volkswirtschaftliche Grundsatzzfragen im Finanzministerium. 2011 entschied er sich zu einem erneuten Rollenwechsel und übernahm das Amt des Hauptgeschäftsführers beim Bundesverband der Deutschen Industrie e. V. (BDI). Als Vertreter dieses einflussreichsten deutschen Industrieverbands liegt ihm besonders der konstruktive Dialog zwischen Wirtschaft und Politik am Herzen, aber auch die Stärkung Europas als gemeinsamer Kulturraum.

Fotos: Janusch Tschsch

Herr Kerber, seit fast zehn Jahren ringen wir in Europa mit einer ernsthaften Krise, die nicht nur eine ökonomische Krise ist, sondern zunehmend auch eine Identitätskrise der europäischen Idee. Eine gemeinsame Wurzel vieler Einzelstreitpunkte scheint darin zu liegen, dass es sehr unterschiedliche Wirtschaftskulturen in Europa gibt: Wie man Geld spart, ausgibt und verleiht oder welchen Stellenwert wir der Familie, dem Staat und der Erwerbsarbeit zumessen, unterscheidet sich stark von Mitgliedsstaat zu Mitgliedsstaat. Teilen Sie die immer populärere Einschätzung, dass diese Heterogenität der europäischen Wirtschaftskulturen ein Grundproblem der gegenwärtigen Krise ist?

Ich würde erst einmal die Gegenthese wagen: Ein Grundproblem besteht heute darin, dass wir die ungeheuer reizvolle Vielfalt, die uns Europa bietet, nicht mehr ausreichend wertschätzen. Überlegen wir doch mal: Als Europäer fahren wir ein paar Kilometer und sind in einer neuen Landschaft, einer neuen Kultur und in einem neuen Teil der europäischen Geschichte. Das lieben wir doch alle an Europa!

Aber bleiben wir zunächst auf der Diagnose-Ebene: Ich stimme dem Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauser zu, dass es vier einflussreiche Wirtschaftskulturen in Europa gibt, die zugleich ein Ausdruck unterschiedlicher geschichtlicher Entwicklungspfade sind. Zum einen gibt es die nordisch-atlantische Wirtschaftskultur – das sind unsere britischen Freunde und die große Mehrheit der Skandinavier. Zum zweiten gibt es die kontinental-europäische Wirtschaftskultur, die vor allem in Deutschland, Frankreich und Teilen Osteuropas gewirkt hat und die seit der Reformation stark vom Ausgleich der konfessionellen Spannungen geprägt ist. Und im Süden Europas gibt es noch einmal mindestens zwei mächtige Wirtschaftskulturen, nämlich die lateinisch-römische, zu der Italien, Spanien und Portugal zählen, sowie die orthodoxe Tradition im Südosten Europas. Grob gesagt haben wir hier im Norden eine entspanntere Beziehung zwischen Bürger und Staat. Die Mehrheit der Menschen hier schätzt den Staat noch immer als verlässlich und ausgleichend ein, auch deswegen, weil es der Staat war, der nach dem Dreißigjährigen Krieg für Befriedung gesorgt und sich nach der Industriellen Revolution in einen funktionierenden Sozialstaat gewandelt hat. Im Süden Europas ist der Staat in den Augen vieler Bürger hingegen nicht neutral oder gerecht in seinem Handeln. Deswegen versuchen die Bürger dort in einem täglichen

Guerillakampf, dem Staat etwas vorzuenthalten, was wir hier ganz freiwillig abgeben. Wir erheben uns ja gerne und durchaus arrogant über die monierte niedrige Steuermoral. Diese hat aber gar nichts damit zu tun, dass Italiener oder Griechen prinzipiell ungern Steuern zahlen. Sie würden, glaube ich, an einen funktionierenden Steuerstaat zentraleuropäischer Prägung sofort dieselben Steuern zahlen wie hierzulande Frau Müller und Herr Meier. Aber sie haben überhaupt kein Vertrauen in einen Staat, der selbst klientelistisch ist und der seinen Pflichten zum sozialen Ausgleich nicht nachkommt. Und sofern dieser Mangel an Vertrauen berechtigt ist, sind auch die Steuervermeidungsstrategien gar nicht so unmoralisch, wie sie auf den ersten Blick scheinen mögen.

Wenn Sie die Vielfalt der europäischen Wirtschaftskulturen so emphatisch bejahen, würden Sie dann auch der These zustimmen, dass wir es mit den Homogenisierungsversuchen in Europa zu weit getrieben haben?

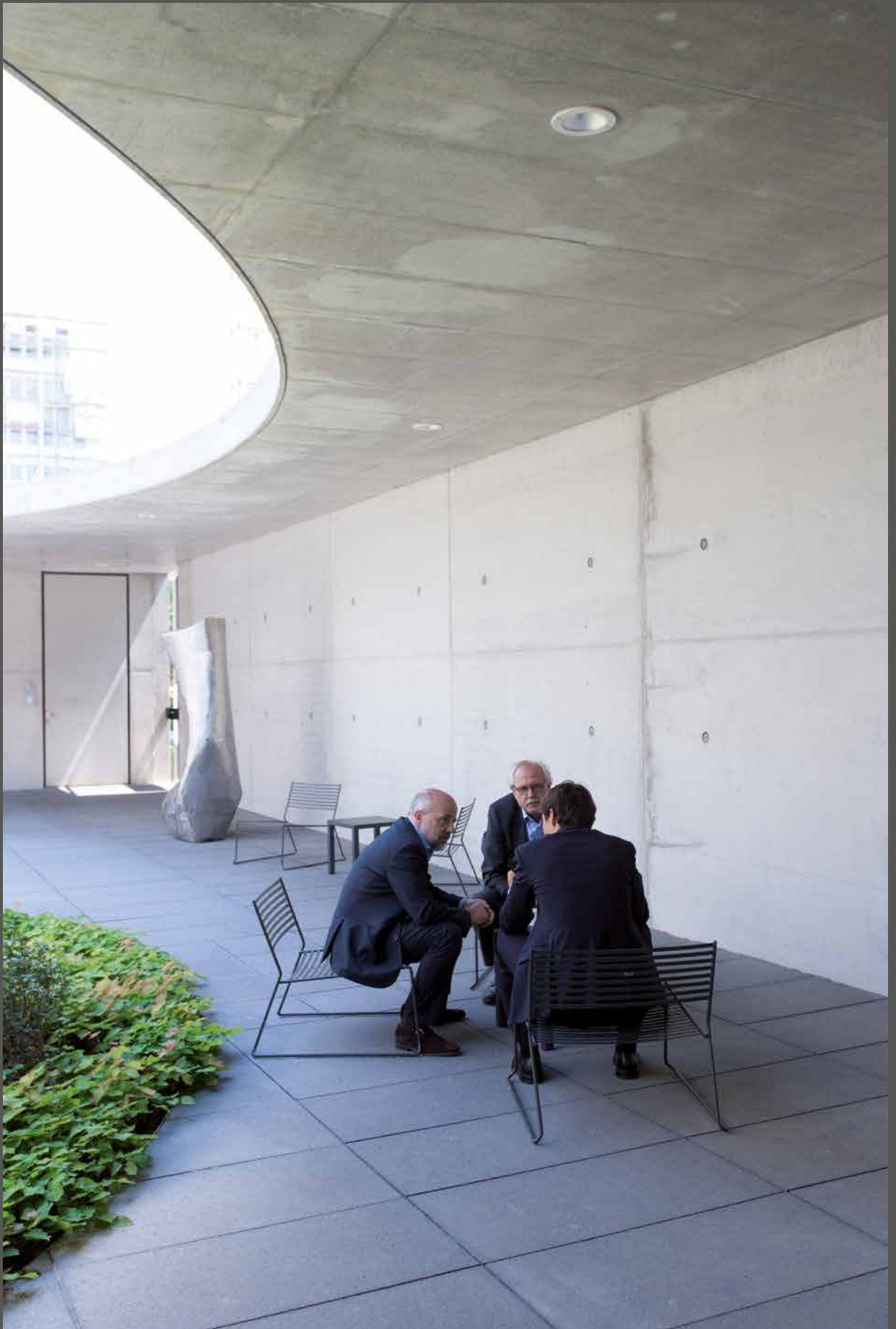
Ja, in der Tat. Wir haben nun Jahrzehnte lang versucht, möglichst viel zu vereinheitlichen: vom Arbeitsmarkt über die Butter bis hin zum Krümmungsgrad von Gurken. Wir sind zu kleinteilig geworden und haben den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr gesehen – konnten aber dafür an jedem Baum alle Nadeln zählen.

Ich möchte um Gottes Willen nicht das übliche EU-Institutionen-Bashing betreiben, denn die Herausforderungen an die politischen Entscheidungsträger sind in den letzten zwanzig Jahren noch einmal gestiegen, zunächst durch die Intensivierung der Globalisierung und dann durch die schwere Vertrauenskrise im Anschluss an die Finanzkrise. Allerdings wird dieser Vertrauensverlust durch die gegenwärtige EU-Kommission und viele nationale Regierungen auch nicht gerade gemildert. Denn sowohl die EU-Institutionen als auch die meisten nationalen Regierungen betreiben eine rein funktionalistische Politik – ohne ein übergeordnetes Narrativ, ohne eine Vision, wohin die Entwicklung gehen soll und wer wir als Europäer in einem geeinten Europa sein wollen. Stattdessen verfestigt sich der Eindruck, dass sich die EU-Institutionen und auch die nationalen Regierungen lediglich als geschäftsführende Organe verstehen – und gerade nicht als Führungsorgane im umfassenden Sinn des Worts.

Worin könnte ein solches Narrativ, ein neues Leitbild für Europa bestehen, das uns über alle lokalen, regionalen und nationalen Unterschiede und auch über die Sprachgrenzen hinweg verbindet?

Das wäre für mich kurioserweise gerade das amerikanische Verfassungsbild „E pluribus unum“, also: in der Vielfalt Einigkeit. Dieses Leitbild müssten eigentlich wir Europäer haben! Damit meine ich, dass wir uns gegenseitig in unseren Stärken ergänzen und in unseren Schwächen ausgleichen. Nehmen wir das Beispiel Italien: Italien hat seit zehn Jahren faktisch kein Wirtschaftswachstum mehr – null, niente. Aber mein Eindruck ist, dass die Italiener in ihrer zehnjährigen Krise immer noch glücklicher und fröhlicher leben als wir Deutschen in unserer Nicht-Krise seit 2008. Diese Gelassenheit vieler Italiener oder Spanier ist eine große Stärke, von der wir uns einiges abschauen können. Mitunter hört man, dass diese Gelassenheit wohl auch darin begründet liegt, dass viele Bürger des Südens noch über eine informelle, eine parallele Wirtschaft verfügen, mit der sie jetzt durch die Krise manövrieren. Da kann man sagen: „Das ist ja ein furchtbares System!“ – aber zunächst einmal möchte ich festhalten, dass es den Menschen offenbar ein auskömmliches Leben ermöglicht. Es handelt sich also um eine „Coping Strategy“ in einem System, das in dieser Hinsicht ebenso gut funktioniert wie unsere auf Staatsgläubigkeit beruhende Befolungsstrategie. Daraus könnten sowohl wir im Norden als auch die Menschen im Süden etwas lernen: Auch wenn wir Deutschen beispielsweise weiterhin in höherem Maße unsere Steuern zahlen, könnte uns die Alltagsgelassenheit von Italienern, Spaniern oder Griechen in unserer zuweilen übersteigerten Prozessgesellschaft doch etwas Entspannung vermitteln, oder? Und andererseits haben wir es komplett versäumt zu fragen, ob nicht deutsche Politiker mit ihrer Rechtstreue und Integrität ein wichtiges Vorbild für die Menschen im Süden wären, die sich so etwas schon lange wünschen, es aber in ihrer politischen Klasse zu wenig finden. Voneinander zu lernen, das muss das Leitmotiv sein. Joachim Fest hat die Verbundenheit vieler Deutschen zu Italien einmal sehr schön als eine „Ahnung der Herkunft“ bezeichnet. Genau darum muss es gehen, denn wir Europäer sind alle kulturell verwandt miteinander, und der Kern dieser gemeinsamen Herkunft ist die griechisch-römische Kulturwelt. Ein Leitbild ohne dieses zentrale Element wäre wirkungslos.

»E pluribus unum, also: in der Vielfalt Einigkeit. Dieses Leitbild müssten wir Europäer haben!«





Brauchen wir für eine solche gesamteuropäische Selbstverständigung nicht auch eine europäische Öffentlichkeit?

Ganz sicher. Aber diese Öffentlichkeit gibt es auch in zunehmendem Maße. Das ist ja einer der ganz wenigen Vorteile der Finanzkrise: Wir wissen heute alle, wie der ehemalige Finanzminister von Griechenland heißt. Früher wussten wir nicht einmal, wer der aktuelle Ministerpräsident ist. Und jeden Tag wird in den Zeitungen von den Entwicklungen in anderen europäischen Ländern berichtet. Das Problem ist also nicht die europäische Öffentlichkeit, sondern die Tatsache, dass es keine europäischen Politiker und Führungspersönlichkeiten gibt. Deswegen verstehe ich auch bis heute nicht, weshalb eine deutsche Bundeskanzlerin, ein französischer Staatspräsident oder ein italienischer Ministerpräsident nicht *regelmäßig* in anderen europäischen Ländern und Medien auftreten. So aber bleiben die nationalen Politiker unsere primäre Referenzgröße.

Gegenwärtig erzielen sowohl rechts- als auch linksextreme Parteien nahezu überall in Europa nennenswerte Erfolge damit, dass sie antieuropäische Ressentiments schüren und neue Formen des Nationalismus propagieren. Mittlerweile zählen nicht mehr nur Dumpfbacken, sondern auch Intellektuelle sowie Führungskräfte aus der Wirtschaft zu den Unterstützern dieser Tendenz. Erleben Sie als Hauptgeschäftsführer des einflussreichsten deutschen Industrieverbands solche Affekte auch in den Führungsetagen deutscher Konzerne?

Das weniger. Dort habe ich es eher mit apolitischen Affekten zu tun, also mit einem gewissen Unverständnis für die Probleme und Gesetzmäßigkeiten der deutschen und europäischen Politik. Das liegt auch daran, dass viele Wirtschaftsführer auf globalen Märkten unterwegs sind, und in diesem Umfeld geht es oft erstaunlich homogen zu: Die Airport-Lounge oder das 5-Sterne-Hotel in Peking, Sao Paulo, New York und Frankfurt sind alle identisch. So können sich viele Wirtschaftsführer schon aufgrund ihrer alltäglichen Lebenswelt nur schwer vorstellen, weshalb sich viele Menschen nach einer Identität in kleineren – lokalen, regionalen oder nationalen – Einheiten sehnen. Das ist der erste Punkt. Der zweite Punkt ist, dass diese sogenannten „antieuropäischen Parteien“ in Wahrheit

»Wir Europäer sind die besten Diversitätsmanager.«

antimodernistische Parteien sind. Sie richten sich primär an die Menschen, die sich in unserer (Post-)Moderne mit der maximalen Individualität und den unendlichen Handlungsmöglichkeiten verloren vorkommen und die Angst vor einem Morgen haben, das vielleicht noch komplexer ist als das Heute. Wolfgang Schäuble sagt immer, der Mensch muss für die Freiheit ertüchtigt werden. Da stimme ich ihm vollkommen zu, denn nicht jeder kommt mit unserem heutigen Maß an Freiheit sofort zurecht. Und die Eliten haben es versäumt, diejenigen, die sich überfordert fühlen, für diese Freiheit zu ertüchtigen und ihnen auch Freude an dieser Freiheit zu vermitteln. Daher sind diese Menschen nun leichte Beute für die Rattenfänger der antimodernen Parteien, deren Programm lautet: Wir wissen, wo es morgen hingehet – nämlich nach gestern.

Manche Philosophen wie etwa die US-amerikanische Philosophin Martha Nussbaum betonen, dass jedes kollektive Leitbild und jede kollektive Identität neben gemeinsamen Gesetzen, Werten und Normen auch gemeinsame Emotionen benötigt, durch die ein echtes „Wir“ erst entsteht. Welche Emotionen sollte der Begriff „Europa“ aus Ihrer Sicht bei den Menschen wecken?

Zunächst würde ich ergänzen, dass zu jeder kollektiven Identität auch eine gemeinsame Geschichte gehört. Das gilt ganz besonders für Europa, wo jede nationale Geschichte stark mit den Geschichten und Erzählsträngen der anderen Länder verwoben ist. Wir haben es in einer knapp dreitausendjährigen Geschichte geschafft, die vielen Nationen, Ethnien, Weltanschauungen und Religionen zu befrieden und zu einem Kontinent der offenen Grenzen zu machen. Das würden andere Regionen der Welt auch gerne von sich behaupten können. In diesem Sinne leben wir aus meiner Sicht auf dem Kontinent der Problemlöser. Oder um es in den Worten der Wirtschaft zu sagen: Wir Europäer sind die besten Diversitätsmanager.

Und die leitende Emotion, die wir als Europäer mit Recht empfinden sollten, wäre demnach der hoffnungsfrohe Optimismus, dass wir unsere vielen Unterschiede als besondere Bereicherung verstehen können?

Ja, das sollte aus meiner Sicht die emotionale Grundlage dieses europäischen Narrativs sein. Und vielleicht darf ich noch ergänzen: Dieses europäische Narrativ ist gerade kein heroisches oder gar ideologisches Narrativ, sondern eher das „Muddling Through“, wie Karl Popper es genannt hat. Es sind die vielen kleinen alltäglichen Probleme, die von den Menschen jeden Tag gelöst werden, die in der Summe zur großen Problemlösung und zur europäischen Identität beitragen.

Brauchen wir auch eine Negativfolie zu diesem Narrativ, sozusagen ein „Anti-Leitbild“, gegenüber dem wir ein solches europäisches Leitbild abgrenzen und auch schärfen können?

Aus meiner Sicht gibt es in der Tat mehrere kulturphilosophische Charakteristika, die uns Europäer von anderen Kulturräumen unterscheiden. Ganz besonders sind wir durch die Konfessionskriege des 16./17. Jahrhunderts und den Nationalismus des 19./20. Jahrhunderts geprägt. In diesen Phasen sind wir den Allmachtsansprüchen der Religion und des Totalitarismus erlegen und haben das mit dem Leid und dem Tod von Millionen Menschen bezahlt. Aber gerade diese blutigen Erfahrungen haben uns zu der Einsicht gezwungen, dass weder Religion noch Ideologie über den Menschenrechten stehen können. So haben wir Ideologie und Religion befriedet. Das prägt sich in den unterschiedlichen Ländern allerdings unterschiedlich aus. Im Fall der Religion bestehen etwa der französische Laizismus, das deutsche Religions- und Verfassungsrecht oder der italienische Burgfrieden nebeneinander. Das zeigt: Wir Europäer haben für beide Versuchungen des Menschen adäquate Lösungen gefunden. Das haben wir vielen anderen Regionen der Welt voraus.

Vertrauen Sie darauf, dass die gemeinsame europäische Kultur stark genug ist, um die gegenwärtigen Angriffe von außen und auch die Zweifel von innen weitgehend unbeschadet zu überstehen? Oder besteht die Gefahr, dass wir hinter manche dieser Einsichten zurückfallen und sie aufgeben oder relativieren?

Mein Eindruck ist, dass wir das nicht tun werden. Dafür sind das europäische Selbstbewusstsein und der europäische Widerstand zu groß. Die Frage wird eher sein, ob wir auch die neuen Bedrohungen der Freiheit und der offenen Gesellschaft rechtzeitig erkennen. Vielleicht erwachsen sie heute eher aus der Gefangennahme des Menschen im Digitalen, also aus der Aufgabe des Privaten zugunsten maximaler Transparenz? Aber auch hier sehe ich Europa wieder als Vorreiter.

Wie steht es denn mit dem möglichen EU-Austritt der Briten oder einem immer noch möglichen Ausschluss der Griechen? Kann Europa auch diese Gefahr des Zerfalls bannen und aus ihr gestärkt hervorgehen?

Ja, eindeutig. Wie jede Kinderkrankheit macht auch jede Krise den Organismus stärker. Als unverbesserlicher Popper-Anhänger würde ich daher sagen, dass wir gegenwärtig die Falsifizierung der Hypothese erleben, dass Europa aus einem Widerspruch zwischen nationalen Interessen und den europäischen Institutionen erwächst. Wir verstehen nun, dass diese alte Hypothese falsch war und Europa vielmehr aus der Synthese beider Ebenen besteht. Und auch das ist ein Teil unseres „muddling through“, unseres täglichen „trial and error“.

Brauchen wir für die Vermittlung eines neuen europäischen Narrativs der europäischen Idee denn wirklich große Persönlichkeiten? Reichen uns nicht auch Institutionen?

Meines Erachtens können das tatsächlich nur Personen leisten, weil nur sie Neues verkörpern und vermitteln können. Wir haben längst sehr stabile und sehr gut funktionierende Institutionen in Europa. Was uns fehlt, sind die europäischen Führungspersönlichkeiten. Aber auch hier bin ich optimistisch, denn diese können sich aus einer neuen Generation heraus entwickeln, aus den heute 20- bis 40-Jährigen. Nehmen wir beispielsweise den französischen Wirtschafts- und Finanzminister Emmanuel Macron, Jahrgang 1977. Der ist einer der ganz wenigen Spitzenpolitiker, der eine deutsche Delegation in seinem Ministerium in Paris empfängt – und als Erstes mit Blick auf die üblichen deutsch-französischen Dolmetscherkabinen sagt: „Was soll der Blödsinn, lasst uns Englisch reden!“ Das zeigt im Kleinen, dass er erkannt hat, wie Europa funktioniert.

Das ist aber für 90 % der Franzosen, die sehr sprach- und kulturbewusst sind, noch immer ein Affront ...

Aber Macron wird jemand sein, der diese 90 % mitreißt. Er wird sagen: „Landsleute, macht euch doch nicht so klein deswegen!“

Die meisten Europa-Politiker werden bislang ja nicht einmal auf der Straße erkannt. Könnten europäischen Persönlichkeiten wie Macron auch dazu beitragen, den Bekanntheitsgrad von Europa-Politikern zu erhöhen?

Absolut. Aber Europa muss eben aus den Nationen heraus neu begründet werden. Wagen wir an dieser Stelle einmal einen Gedanken: Es wäre doch vorstellbar, dass wir anstatt des Europaparlaments immer eine bestimmte Anzahl an *nationalen* Parlamentariern zusammenbringen. Die müssen dann mit ihrer nationalen Brille, aber unter Berücksichtigung der anderen Nationen, kollektive europäische Entscheidungen treffen. Dieser Ansatz ist ja in Form des Rats der nationalen Staats- und Regierungschefs bereits etabliert. Aber wir könnten ihn viel konsequenter ausbauen, indem wir die Parallelstrukturen auf europäischer und nationaler Ebene miteinander verschmelzen. Dann entsteht eine nationale und zugleich europäische Identität. Auch Fußballspieler haben ja – wenn es gut moderiert wird – kein Problem damit, in ihren Vereinen zu spielen und zwischendurch trotzdem als Teil der Nationalmannschaft auf dem Platz zu stehen.

Wo wir gerade schon so konsequent weiterdenken: Müssten wir dann nicht auch auf eine gesamteuropäische Fußballmannschaft hinarbeiten?

(lacht) Aber klar. Eines Tages wird es die geben. Und dann gewinnen wir jede Weltmeisterschaft.

Herr Kerber, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■



Das Interview führten Philippe Merz und Frank Oberfell von der Thales-Akademie.

Bei der Suche nach einem Gesprächspartner für diese Sonderausgabe der *agora42* wurden Philippe Merz und Frank Oberfell schnell fündig, denn Markus Kerber zählt nicht nur zu den bundesweit profiliertesten Gesprächspartnern an der Schnittstelle von Wirtschaft und Politik, sondern er ist zugleich Beiratsvorsitzender der Thales-Akademie. Die Thales-Akademie für Wirtschaft und Philosophie widmet sich den wirtschaftsethischen Herausforderungen der Gegenwart, die schon heute über die Entwicklung unserer Gesellschaft und auch den Erfolg von Unternehmen entscheiden. Mit Inhouse-Seminaren, Unternehmerforen sowie der berufsbegleitenden Weiterbildung „Wirtschaftsphilosophie und Unternehmensethik“ ermöglicht die Thales-Akademie daher den Brückenschlag von neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen hin zu praktischen Handlungsmöglichkeiten.

www.thales-akademie.de